

## VI.

### Heines „Vaterlandslosigkeit“ in neuer Beleuchtung.

Auf Heines Vaterlandslosigkeit und unpatriotische Gesinnung sind die meisten Anti-Heinesfanatiker eingeschworen. Gegen sie zu polemisieren, sollte man sich eigentlich ersparen, wenn man nicht mit der felsendicken Verböhrtheit der zahlreich Fanatisierten zu rechnen hätte.

Ein Patriot im Sinne unseres heutigen deutschen Bundesstaates mit dem Kaiser an der Spitze konnte Heine ja der Sachlage nach gar nicht sein. Sein berechtigter Spott gegen damalige Zustände, gegen das Deutschland, „das er hörte schnarchen“, darf man ihm doch gerechterweise nicht mehr aufs Schuldkonto setzen. Es soll damit beileibe nicht gesagt sein, daß, lebte er noch, er heute ganz ‚idyllische‘ Zustände vorfände, die seiner aristophanischen Spotttadel gar keinen Stoff mehr böten.

Es bleiben die alten abgedroschenen Hauptanklagepunkte: Napoleonkultus und Französelei. Was den erstern betrifft, so teilte er die Verehrung für den ‚Genius‘ Napoleon bekanntlich mit Goethe, die den jungen Dichter indes durchaus nicht verhinderte, in seinem ersten Poëm eine solch patriotische Stimmung anzuschlagen, die Theodor Körners

Freiheitslyrik innig verwandt ist. Mit dieser vaterländischen Dichtung dürften sich vielleicht sogar die Liebhaber der Muse eines Josef Lauff befreunden. Sie wirft grelles Sonnenlicht auf die echt deutsche Seite, im Gemüthe des Dichters und der Entwicklung seiner Psyche. Sie sei deshalb wiedergegeben. Das Gedicht ist zum erstenmal abgedruckt in den „Allgemeinen Unterhaltungsblättern zur Verbreitung des Schönen, Guten und Nützlichen“; Band V, Seite 246—247, erste Junihälfte des dritten Jahrgangs 1829, Münster und Hamm, G. A. Wundermannsche Buchhandlung. Wir finden das Poëm nicht in Heines Werken; der damals erst achtzehnjährige\*) spätere Dichter des Buches «Le Grand» und der Napoleonslegende steckt hier noch ganz im urteutonischen Flausrocke:

#### Deutschland.

Von H. Heine. Geschrieben 1815.

Deutschlands Ruhm will ich besingen,  
Hörst meinen schönsten Sang!  
Höher will mein Geist sich schwingen,  
Mich durchbebet Wonnedrang.

Vor mir liegt das Buch der Zeiten;  
Was auf Erden hier gescheh'n,  
Wie das Gut' und Böse streiten,  
Alles meine Blicke sehn.

Kam aus fernem Frankenland  
Einst die Hölle schlau, gewandt,  
Brachte Schmach und schneüde Schande  
In dem frommen, deutschen Lande.

Und die Tugend und den Glauben  
Und die Himmelsjeligkeit —  
Alles Gute sie uns rauben,  
Gaben Sünde uns und Leid.

\*) „Achtzehnjährig“ — in der Annahme, daß er bereits 1797 geboren sei, statt 1799.

Deutsche Sonne wurde düster,  
Will nicht leuchten deutscher Schand',  
Und ein dumpfes Trau'rgeflüster  
Sich durch deutsche Eichen wand.

Und die Sonne wurde lichter,  
Und die Eiche lauschet Freud'.  
Kommen sind die Racherichter,  
Wollen sühnen Schmach und Leid.

Und des Trugs Altäre wanken,  
Stürzen ein im grausen Schlund.  
Alle deutschen Herzen danken;  
Frei ist deutscher, heil'ger Grund.

Stehst du's lodern hoch vom Berge?  
Sag' was deut' die Flamme wild?  
's deut' dies Feuer auf dem Berge  
Deutschlands reines, starkes Bild.

Aus der Sündennacht enttauchet,  
Stehet Deutschland unverehrt:  
Doch die dumpfe Stelle rauchet,  
Wo die schön're Form entgärt.

Aus dem Stamm der alten Eichen  
Sprossen Blüten, herrlich, schön,  
Und die fremden Blumen weichen;  
Traulich grüßt das alte Weh'n.

Alles Schöne kommet wieder,  
Alles Gute kehrt zurück,  
Und der Deutsche fromm und bieder  
Froh genießt sein deutsches Glück.

Alte Sitte, alte Tugend  
Und der alte Heldenmut.  
Schwerter schwinget Deutschlands Jugend:  
Hermanns Enkel scheut kein Blut.

Helden zeugen keine Tauben,  
Löwen gleich ist Hermanns Art;  
Doch der Liebe schöner Glauben  
Sei mit Stärke mild gebart.

Eignes Leid den Deutschen lehrte  
Christus sanftes Wort versteh'n;  
S' zeugt nur „Brüder“ deutsche Erde,  
Nur die Menschlichkeit ist schön.

Nach die alte fromme Minne  
kehrt zurück, die Sängerkunst  
Ziarest herrlich deutsche Minne,  
Deutschen Mannes Heldenbrust.

Er ist zogen aus im Kriege  
Zu die heiße Frankenschlacht,  
Um zu rächen Meineidsblige  
Blutig mit gewalt'ger Macht.

Und daheim die Frauen regen  
Liebevoll die sanfte Hand,  
Und der Heil'gen Wunden pflegen,  
Die geblut't fürs Vaterland.

Festlich in dem schwarzen Kleide  
Glänzt das schöne deutsche Weib  
Und mit Blumen und Geschmeide,  
Demantgürtel schmückt den Leib.

Doch noch herrlicher geschmückt,  
Mit Gefallen ich sie schau',  
Wenn am Krankenbett gebücket  
Sorgend schafft die deutsche Frau.

Himmelsengeln wohl sie gleichet,  
Wenn sie letzten Labetrant  
Dem verwund'ten Krieger reichet;  
Sterbend noch er lächelt Dank.

Mutig sich ein Grab erwerben  
In der Feldschlacht — das ist süß;  
Doch in Frauenarmen sterben,  
Das ist Gottes Paradies.

Arme, arme Frankensöhne,  
Euch war nicht das Schicksal hold;  
An der Seine Strand die Schöne  
Buhlet nur nach feilem Gold.

Deutsche Frauen, deutsche Frauen!  
Welch' ein Zauber birgt das Wort!  
Deutsche Frauen, deutsche Frauen,  
Blühet lange, blühet fort!

Deutschlands Töchter wie Louise,  
Deutschlands Söhne, Friedrich gleich.  
Hör' im Grabe mich, Louise!  
Herrlich blüh' das deutsche Reich!

Zu beachten bleibt die mangelhaft deutsche Orthographie, die sich auch in andern damaligen Schriftstücken, besonders frappant in den Briefen an Sethe, zeigt; die doch sehr erklärlich wird, wenn man berücksichtigt, daß das Düsseldorfser Lyceum zu Heines Schulzeit von der französischen Regierung geleitet wurde, ja daß der französische Präsekt sich anno 1809 zu einer Verfügung an den Rektor Schallmeyer veranlaßt fühlte, „dem Lehrer der Vorbereitungs-klasse, Kaplan Asthöver, anzuempfehlen, sich auch des deutschen Sprachunterrichts für seine Klasse mit regem Eifer zu befleißigen, indem man bei der letzten öffentlichen Prüfung ungern ein Zurückbleiben seiner Schüler in diesem Teile des Unterrichts wahrgenommen habe, und daß man künftig Proben von desto größerm Fortschritte derselben in der Muttersprache erwarten wolle.“ — — —

So die Rüge eines Beamten des französischen Kaiserreichs, dem das Großherzogtum Berg seit 1808 angegliedert war, an einen Lehrer deutscher Nationalität. (Aus: „Das Düsseldorfer Lyceum unter bairischer und französischer Herrschaft“, Beilage zum Jahresbericht des K. Gymnasiums in Düsseldorf von Dr. Julius Asbach 1899.)

Kommentar überflüssig!

Aus dieser Denkschrift ersieht man auch die psychologisch interessante Thatsache, daß der Schüler Heine, zwar mit reichem Gemütsleben ausgestattet, aber weder sonderlich fleißig noch unfleißig, wie auch in der Fähigkeit, ein Quantum ‚Wissen‘ überhaupt zu erwerben, durchaus nur ‚Durchschnittsmensch‘ gewesen. Die Lehrer am Gymnasium waren mittelmäßige Köpfe, außer Rektor Schallmeyer, der nach Heines Geständnissen gern einen ‚katholischen Priester‘ aus ihm gemacht haben soll. — Heine ging eben alles durch seine Phantasie ein — nicht durch Lehrer.

Als er vier Jahre nach dem Abgange von der Schule, als alle Versuche, ihn in Hamburg zum Kaufmann zu drillen, gescheitert waren, 1819 in Bonn die Universität beziehen wollte, mußte er, da am Düsseldorfer Lyceum ein Maturitätsexamen nicht üblich war, behufs Zulassung zu den Studien, eine Aufnahmeprüfung ablegen. Er bestand sie freilich, aber mit der Zensurnummer III, der schwächsten; und das Zeugnis, dessen Ausgrabung wir dem Forscherfleiß Höffers verdanken, lautet: „Griechisch hat er nicht gelernt, im Lateinischen ist er von unsicherer Kenntnis mit zu geringer Übung, weshalb er auch keinen Aufsatz geliefert hat; zu einer Prüfung in der Mathematik hat er sich nicht verstanden, seine deutsche Arbeit, wiewohl auf wunderliche Weise geformt, beweist ein gutes Bestreben.“ —

Und als der doctorandus juris Heinrich Heine sich in seinem 28. Jahre endlich entschloß, zu promovieren, im Schweiße seines Angesichts seine juristische Weisheit zurecht-

packte, und endlich froh war, mit der Zensur III als der bescheidensten durchzuschlüpfen, würzte sie ihm der Promotor noch obendrein mit dem böshaften Komplimente, „daß er an Goethe erinnere, weil auch dieser ein besserer Dichter als Jurist sei“. — —

Dem vielverbreiteten Irrtum, Heine sei naturalisierter Franzose gewesen, hat Heinrich von Treitschke neue Nahrung gegeben. Mit Recht sagt Karpeles in seinem Buche ‚Heinrich Heine und seine Zeit‘, (Verlag Teike, Leipzig 1899): „Mag Jeder nach seiner Empfindung entscheiden, ob das noch historische Wahrheit ist, wenn Treitschke einfach erklärt, er glaube nicht an die Versicherung Heines, daß er niemals Franzose gewesen sei.“

Kürzlich hat der französische Litterarhistoriker Jules Végas in einem Werke über Heine zum erstenmal ein Fragment veröffentlicht, das der Dichter wahrscheinlich zu der letzten französischen Ausgabe seiner ‚Reisebilder‘ geschrieben, aber niemals publiziert hat. Es datiert aus dem Juni 1855, also kurz vor seinem Tode. Dort liest man das wichtige Geständnis, daß Heine emsig bemüht gewesen, das geistige Band zwischen zwei so intelligenten Nationen, wie dies unzweifelhaft die gallische und teutonische sind, aufs engste zu verbinden. Der deutsche Poet hat also bereits zu seiner Zeit, in welcher freilich ein unvernünftiger, aber immerhin erklärlicher Chauvinismus noch keine solch üppigen Reiser schoß wie heute, an dem segensreichen Kulturwerke redlich gearbeitet, an welchem sich in der Gegenwart hervorragende aufgeklärte Fürsten und Staatsmänner emsig bethätigen. Heine schrieb damals: „Es existiert gar keine geistige oder seelische Verwandtschaft zwischen diesen von Grund aus verschiedenen Sprachen, und man kann sogar sagen, daß sie eine gewisse Antipathie gegen einander haben, die jener zu vergleichen, welche die thörigste Brut dieser Teutomanen zwischen den

beiden Völkern, deren Organe sie sind, zu vereinigen sich bemühe. Diese internationalen Antipathien zu vernichten und auszurotten, war die große Aufgabe meines Lebens.“ — —

Treitschke gab sich auch alle Mühe, zu beweisen, daß Heine niemals polizeilich verfolgt worden sei. Das auswärtige Amt hatte auf die Frage des Grafen Bresson (17. Februar 1843) geantwortet: «Aucune mesure de police n'a été prise contre sa personne.» Doch bereits im nächsten Jahre wurden von verschiedenen deutschen Bundesstaaten Steckbriefe gegen ihn, der in dieser Zeit in Hamburg weilte, ohne Ahnung davon zu haben, erlassen. Das Signalement derselben wurde zuerst von Hoffmann von Fallersleben im 'Weimarischen Jahrbuch' (Band II, Seite 230) veröffentlicht:

«Heine, homme de lettres, 50 ans, taille moyenne, nez et menton pointus, type israelite marqué (!) c'est un débouché, dont le corps affaisée dénote l'épuisement!!» —

Und als er anno 1846 nach Berlin reisen wollte, um dort den alten Studienfreund Professor Dieffenbach wegen seines Augenleidens zu konsultieren, hat sich Alexander von Humboldt bekanntlich selbst bei Friedrich Wilhelm IV. vergeblich verwendet, um dem Schwerkranken freies Geleit zu verschaffen. In einem Briefe des berühmten Naturforschers an Heine liest man: „Die Verweigerung ist sogar so bestimmt gewesen, daß ich Ihrer persönlichen Ruhe wegen Sie ja bitten muß, den preußischen Boden nicht zu berühren.“ — Humboldt erzählt, daß der Monarch selbst es hart fand, ihn zurückzuweisen, „da es menschlicher wäre, ihn den Arzt konsultieren zu lassen, es auch bald sichtbar würde, daß sich hier das Publikum nicht um den alten Mann mit dem Gesichtschmerz bekümmere!“ — —

Die Zurückweisung geschah auf specielle Veranlassung des damaligen Ministers von Bodelschwingh. Es ist also

nichts mit der unwahren Behauptung, Heine hätte sich selbst verbannt, um so billigerweise den exilierten Märtyrer spielen zu können. Ja, man weiß, daß Heine sich erst definitiv entschloß, die Gastfreundschaft Frankreichs in Anspruch zu nehmen, als ihm von dem von Metternich inspirierten Warrnhagen van Ense die vertrauliche Mittheilung gemacht wurde, daß es die höchste Zeit sei, den deutschen Staub von den Füßen zu schütteln. Doch naturalisieren hat er sich niemals lassen. — — „Es war der närrische Hochmut des deutschen Dichters, der mich davon abhielt, auch nur pro forma ein Franzose zu werden — — denn welcher Schmach hätte ich mich ausgesetzt! Die Naturalisation mag für andere Leute passen — — es wäre für mich ein entsetzlicher Gedanke, wenn ich mir sagen müßte, ich sei ein deutscher Poet und zugleich ein naturalisierter Franzose.“ — —

So schrieb er im Jahre 1854 in der ‚Lutetia‘.

Heine war auch niemals der Mann, sich zu verkaufen. Mit einer bewunderungswürdigen Naivetät betrachtete er sein Verhältnis zu Frankreich. Robert Pröbß behauptet, „Heine habe mit der Pension gewiß keine Verbindlichkeiten gegen die französische Regierung übernommen, aber er habe nicht bedacht, daß jede Wohlthat verpflichtet“. Gewiß hat er nichts für Frankreich und gegen Deutschland geschrieben, ja er hat mit scharfer Kritik gegen die Regierung Ludwig Philipps nicht zurückgehalten, — — verraten hat er niemals etwas. Was hätte er auch ‚verraten‘ sollen! Er war kein weitherziger, gewissenloser Realpolitiker — sondern Künstler. Die deutschen Regierungen hatten seine Schriften kurzerhand verboten — auch die zukünftigen. Mit dieser drakonischen Abschneidung der Einnahmen hat er sich öffentlich entschuldigt. In der Sache selbst, schreibt er an seine Mutter ganz naiv, er werde von den Deutschen in Paris verleumdet. „Sie schreien darüber, daß ich von

der vorigen Regierung Geld bekommen, als man meinen Namen auf der Pensionsliste gefunden.“ Schon der nächste Satz beginnt: „Das Wetter ist wunderschön, und ich gehe viel spazieren.“ Nein, Heine war niemals Zweckmensch. Die jährliche Pension von 4800 Franken bezahlte die französische Regierung eben damals sehr vielen Flüchtlingen jeder Nationalität, ohne die geringste Gegenleistung zu verlangen.

Trefflich charakterisieren ihn seine Worte, die er einst an Karl Blind schrieb, „er könne sich des Schauers nicht erwehren, wenn man ihm zumute, sich vom Vaterlande loszulösen. Die Verse der Franzosen seien doch nur parfümierter Quark. Und so solle denn der Steinmetz keine Einrede zu gewärtigen haben, wenn er auf seinem Grabstein die Worte meißle:

„Hier ruht ein deutscher Dichter!“

Im Matheft 1901 der ‚Deutschen Rundschau‘ veröffentlichte Ernst Gfster u. a. einen bisher unbekanntem Brief Heines an den jungen Dr. Rudolf Christiani, dem er in Lüneburg näher trat und dem die bekannten Verse gelten:

„Zierlich sitzt ihm Rock und Höschen,  
Doch noch zierlicher die Binde,  
Und so kommt er jeden Morgen,  
Fragt, ob ich mich wohl befinde.“

Datiert ist das Schreiben „Verfluchtes Nest Göttingen den 7. März 1824“; hier tritt seine ursprünglich so echt deutsche Gesinnung klar zu Tage:

„Ich treibe immer Jus, aber, verflucht, ich kann nichts los kriegen. Noch immer kenne ich die Titel der Skottischen Romane und die Novellen der Bockaz oder Dieks viel besser als die Titel und Novellen im Corpus Juris. O heiliger Justinean, erbarme dich meiner! So mancher Schöpfs hat dich kapirt u ich muß verzagen! O all Ihr römischen Imperatoren, erbarmt euch meiner! O Gajus, Paulus,

Papinianus, Ihr verfluchten Heiden, Ihr müßt in der Hölle dafür brennen, daß Ihr das Jus so weitläufig gemacht. Und welches Jean Paulische das heißt schwere Latein! Täglich vermünſche ich den Arminius und die Schlacht im Teutoburger Walde. Wäre diese nicht vor- gefallen, so wären wir jetzt alle Römer, u. sprächen Latein, und das Corpus Juris wäre uns so geläufig u. leicht wie Claurens Mimili. — Ich will nicht weiter schreiben, ein alt-Deutscher könnte mich überraschen, und mir den Dolch ins undeutsche Herz stoßen mit einem pathetischen: Stirb verſemter Zwingherrnknecht und Vater- landsverächter! Aber ich ergreife dann das neben mir liegende Nibelungenlied u. halte es als Schild dem jeniſchen Donquixote entgegen, u. der Dolch entfällt ihm u. er faltet betend die Hände: O sancta Chrimhilda, Brunhilda & Uhta ora pro nobis! — Edle schwarze Narren, ich kann nicht mit Euch harmonieren, weil meine eigene Narrheit eine Kappe von anderer Farbe hat, wir stehen in diesem Leben ernsthaft geschieden, aber dort oben sitzen wir brüderlich vereint u. singen:

Was ist des Deutschen Vaterland,  
Mit Veilchenblauer Seide?  
Ists Preußenland, ist's Schwabenland,  
Mit Lust u. Liebesrende?

Chor: Schönes, grünes Vaterland 2c. 2c. 2c.

„Sie sagen in Ihrem Briefe, daß es mir so schwer werde mich des deutschen Wesens ganz zu entäußern. Obige Worte möchten Sie noch darin bestärken, daß dieses ein absichtliches Bestreben bey mir sey. Sie irren sich dennoch. Ich weiß daß ich eine der deutschesten Bestien bin, ich weiß nur zu gut daß mir das Deutsche das ist, was dem Fische das Wasser ist, daß ich aus diesem Lebensselement nicht heraus kann, u. daß ich — um das Fischgleichniß beizubehalten — zum Stockfisch vertrocknen

muß wenn ich — um das wäßrige Gleichniß beizubehalten — aus dem Wasser des deutschthümlichen herauspringe. Ich liebe sogar im Grunde das deutsche mehr als alles auf der Welt, ich habe meine Lust und Freude dran, u meine Brust ist ein Archiv deutschen Gefühls, wie meine zwey Bücher ein Archiv deutschen Gesanges sind. Mein erstes Buch ist auch in seiner Aeußerlichkeit ganz deutsch, damals war die Liebe zum Deutschen noch nicht in mir getrübt; mein 2tes Buch ist nur innerlich deutsch, doch fremdartiger ist seine Aeußerlichkeit. Daß aus Unmuth gegen das deutsche meine Muse sich ihr deutsches Kleid etwas fremdartig zuschnitt, ist wahrscheinlich. Zu diesem Unmuth haben triftige Gründe, gerechter Enui Anlaß gegeben.“

